

Gottfried Kellers politisches Verhältnis zu Deutschland

Autor(en): **Lerch, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 32

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ohr. Wir glaubten die Hütte brenne und flogen an die Fenster. Seltsam verummte Gestalten schwirrten im bleichen Mondlicht um die Hütte herum, schlugen mit Fäusten und Stößen an Tür und Wand und riefen mit merkwürdig verstellten Stimmen die sonderbarsten Dinge. Jetzt wußten wir es gleich: Das war das sogenannte „Sprachern“, ein uralter Löttscherbrauch, wo die jungen Burschen an den Hütten der Sennerinnen anklopfen, mit verstellter Stimme schöne Verse und Lieder aufsagen und um Einlaß begehren. An der Sennerin ist es dann, zu erraten, wer es sei. Wir hielten uns wohlweislich ganz still, um einen bösen Krach mit den Löttschern, die wohl vom Tale herauf gekommen waren, zu vermeiden. Jetzt rief eine schaurige Stimme hinter einem Felsblock hervor:

„Müde von der langen Reise, Kopf' ich an dieses Hüttlein an,
Klopfe aber nur ganz leise, weiß Gott, ob sie mich hören kann.“

Gehört mußte es Opportuna auf jeden Fall haben, denn das Klopfen war nichts weniger als leise gewesen, aber merkwürdigerweise blieb es in ihrer Stube totenstill. Ob ihr wohl die Sprachern nicht genehm waren, daß sie nicht aufmachte? Wir wurden aus der Geschichte nicht recht klug, verhielten uns aber schön still, und es ging noch eine gute Weile, bis der letzte Sprachern unter Fluchen und Verwünschungen sich davonmachte. Am Morgen sollte uns Opportuna Auskunft geben. Das tat sie aber nicht, sondern lachte nur immerfort. Nun kam Max und berichtete: Eben, als er bei der Klara Milch geholt, habe er auf dem Tisch ein Paar Mannshosen gesehen. Jetzt mußte die Opportuna berichten. Also die alte Kathri in Wiler habe den Spuk inszeniert. Sie habe die jungen Mädchen angestachelt, uns zu „Sprachern“, wohl um uns mit einem alten Brauch von Löttschen bekannt zu machen und vielleicht auch ein wenig aus Bosheit, um uns zu erschrecken. Wie dem auch sei, wir nahmen es der Kathri und den Laucherinnen nicht übel, aber gefurt haben wir sie noch einige Male deswegen. Ob wohl die Opportuna auch so mäuschenstill geblieben wäre, wenn einer ihrer Verehrer vom Tale angeklopft hätte?

Es kamen nun die wundervollen Mondnächte. Silbern schimmerten die Gletscher und Firnen am Bietschhorn und unsere Alp war taghell erleuchtet. An einem solchen Abend zogen wir mit der Opportuna, der Malerin und den Laucherinnen nach dem „Stadion“. Stadion nannten wir eine ganz ebene, samtweiche Alpwiese, umflossen von leise murmelnden, kristallklaren Bächlein. Rings im Kreise türmt sich aber das graue Gestein hoch empor; schmale Rafenbänder nur trennen die Felsen und bilden die Stufen dieses riesigen Alpen-Amphitheaters. Es lag eine große Stille über den im Mondglanz träumenden Bergen. Dampf und von ferne nur rauschte der Ferdenbach in der tiefen Mulde. Jetzt begann der „Spielmann“ zu spielen auf seiner schönen Harfe und im Nu drehen sich die Paare. Die schwarzen, faltenreichen Röcke der Sennerinnen flogen umher wie aufgeschreckte Nachtvögel. Zauchzer widerhallten in den Felsen oben und hoch im grauen Gestein, auf den Zinnen des „Kolosseums“, zwischen Bergrosen und Klühblumen, hochten die Berggeister und schauten uns lächelnd zu. Die Malerin und ich, in farbige Tücher und Schals gehüllt, tanzten nun noch einen „Apachentanz“ zum großen Gaudi der Aelplerinnen. Blöcklich horchten wir auf. Ein vielstimmiger Mädchengesang tönte durch die Märchnacht. Er kam von der Hoderalp her und verhallte wie helles Metall in den Klühen des Stadions. Es waren die Hoderinnen; sie sangen das Löttschenlied. Klar und deutlich trug der Wind die Worte zu uns hinauf:

Trauten euch, in Tal und Gründen, einen Gruß vom Firnenschnee,
Und von allen Gletscherschründen und von schroffer Felsenhöb'!

Edelweiß hier einsam träumet, wo die Gemse wacht und springt,
Und vom Himmel bergumflämet, sich empor der Adler schwingt!

Einen Gruß aus meinem Eden, wo mein Gott in Donnern spricht,
Wo die Wetter sich entladen und der Sturm die Tanne bricht!

Als der Gesang verklungen, stimmten auch wir ein Lied an. Zauchzer tönten hinüber und herüber. Da trat ein Wölklein vor den Mond und verfinsterte die Alp. Wir brachen auf und kehrten in unsere Hütten zurück. Die Opportuna aber strahlte vor Freude und sagte, das sei doch der schönste Abend gewesen, den sie auf Lauchern verbracht.

Aber alles Schöne ist vergänglich, und so nahm auch unsere herrliche Ferienzeit ein Ende. Nach allen Richtungen stoben wir auseinander; der eine ging ganz allein über den Löttschenpaß zurück, drei andere über den Langgletscher und weiter nach dem Jungfraugebiet, der fünfte zog talwärts und so weiter. Vor der Gitschhütte feierten wir noch Abschied. Die Freundinnen der Opportuna eilten herbei, der „Spielmann“ mußte spielen ohne Unterlaß, nochmals drehen sich die Paare und nochmals flogen die weiten Röcke im frischen Höhenwind. Schaumwein wurde aus dem Keller hervorgeholt und wir tranken auf das Wohl unserer Sennerin und sangen mit der Opportuna zum letztenmal das Löttschenlied.

„Su—hu—hu—hui!“ Hoch oben auf den Felsen hütete die Mathild und jodelte zu uns hinab. Jetzt trennten wir uns und ich zog mit der Opportuna zu Tal. Die Laucherinnen jauchzten uns zu und lange, lange noch bewegten sich weiße Tücher bei der Hütte der Malerin. Hand in Hand, singend und trillernd, gingen wir durch den Lärchenwald hinab, gedachten nochmals der schönsten Tage und freuten uns aufs nächste Jahr. Fast wurde es der Opportuna schwer, am Abend wieder in die stillgewordene Hütte zurückzukehren, sie wäre lieber mit uns in die Stadt gezogen, und sie versprach, uns einmal zu besuchen. Vor ihrem Haus gab sie mir noch einige feurige Nelken, dann sagten wir uns auf Wiedersehn. Und ich zog weiter durch Täler und über Berge, und dann kehrte ich wieder zurück ins Alltagsleben und in die drückende Schwüle der Stadt. Hier sahen wir sechs Freunde uns wieder und ließen die herrlichen Tage im Geiste an uns vorüberziehen, und immer schöner und märchenhafter schien uns diese Zeit.

Und was keiner von uns für möglich hielt, trat ein: Die Opportuna kam zu ihren „geliebten Freunden“, kam zum erstenmal in eine Stadt, und mit ihr ihre Schwester, die erste Maria. Die schmucken Löttscherinnen in ihrer schönen Tracht wurden viel angestaunt, und mit Freude und Stolz führten wir sie überall hin. Das Schönste dünkte sie die glänzende Oper, die sie im Stadttheater hörten, und alles hätten sie verstanden, versicherten sie uns. Die Sennerinnen waren sichtlich gerührt ob des herzlichsten Empfangs, der ihnen überall zuteil wurde. Die Opportuna spürte sich kaum mehr vor Wonne, als sie ihre sechs Freunde wieder um sich hatte. Das Löttschenlied mußten sie uns auch singen, aber es tönte doch nicht so schön wie droben auf der Alp.

Seit ihrem Besuch hat uns die Opportuna noch viel lieber. Sie schreibt mir immer, ich solle doch bald auf die Alp kommen, erst dort werde ich ganz gesund, und sie wolle mir noch viel Riddle und Anken geben als letztes Jahr. Und sicher tut es mir weh, wenn ich meine Freunde diesmal allein ziehen lassen muß — ich hatte mich doch so darauf gefreut! Erst letzte Woche hat mich die Opportuna, ich solle nicht zurückbleiben, sie wolle alle Freunde wiederssehen und die Alp sei jetzt voller Blumen — und am Schluß des Briefes stand der Vers:

Die Rose blüht, der Doren sticht,
Die Liebe spricht: Bergiß' mein nicht!

Gottfried Kellers politisches Verhältnis zu Deutschland.

Von Dr. E. Lerch.

Mit elementarer Gewalt ist die Revolution über das große deutsche Reich gefahren, es in seinen Grundfesten er-

schütternd. In wenigen Tagen ist der Bau gestürzt, der Jahrhunderte gestanden hatte, den die letzten Generationen neu gestützt und befestigt hatten. Der deutsche Kaiser und König von Preußen riß im jähen Sturze zwanzig andere Fürsten mit. In den Tagen des schweizerischen Landesstreits trachten in Deutschland die Throne, rollten die Kronen.

Wir wollen nicht untersuchen, was die Schweizer, zumal die Deutschschweizer, bei dieser gewaltigen Bewegung dachten und fühlten. Wenn man zurückdenkt an die „Kaisertage“ vom Herbst 1912, wo Tausende von Republikanern und Schweizer Demokraten den Vertreter des Gottesgnadentums jubelnd begrüßten, daß wirklichen Demokraten ordentlich bange wurde um die Zukunft des Vaterlandes, könnte man glauben, daß der große Fall ihnen näher gehe, als manchen unmittelbar Beteiligten jenseits des Rheins. Ganz unerwartet ist einem einigermaßen Geschichtskundigen die Demokratisierung Deutschlands nicht gekommen. Seit einem Jahrhundert rüttelte der neue Geist an dem Werk der Fürsten; es schien jedesmal bedroht, wenn ein Hauch des Geistes der französischen Revolution über Europa wehte. Das Hambacherfest 1832 und der Frankfurterputsch 1833, die Linke im Frankfurterparlament und die republikanischen Erhebungen in Baden 1848 sind Zeugen dafür. Der Krieg von 1870/71 brachte die Neugründung des deutschen Reiches unter Preußens Führung, eine romantische Gründung auf mittelalterlicher Grundlage; als Ideal schwebte das Hohenstaufen-Kaisertum vor. Doch es war neuer Wein in alten Schläuchen; der Wein geriet in Gärung und sprengte die alte Form. Deutsche Geschichtsschreiber bezeichneten die republikanischen Anläufe stets als Verirrungen und Uebertreibungen Einzelner, und schweizerische beteten ihnen nach. Und heute noch kann man wie 1848 von „Kernern“ hören, das deutsche Volk sei nicht reif zur Republik, nicht reif zur Freiheit. Sieh es nicht auch so in der Schweiz, z. B. um 1830? Hat sich nicht an der Schweiz Kants Wort bewährt: In der Freiheit wird man für die Freiheit reif? Wenigstens hofften wir bis vor kurzem, die Kinderkrankheiten der Demokratie überwunden zu haben.

Da ist es uns ein besonderer Genuß, wieder einmal auf einen Politiker des letzten Jahrhunderts zu blicken, nicht einen großen Tages- und Ratsaalpolitiker, aber einen feurigen, edlen Republikaner und Demokraten, dessen Werte uns immer wertvoller werden: Gottfried Keller. Die neue Biographie von Emil Ermatinger und die schöne Studie von Hans Kriesel: Gottfried Keller als Politiker, machen es uns leicht, seine Stellung zu Deutschland zu überblicken.

Von dem Manne, der in Heidelberg und Berlin zum Dichter herangereift war, der von deutscher Dichtung, deutscher Kunst und Philosophie und deutschen Männern und Frauen unendlich viel empfangen hatte, ist nicht ein engherziges Schweizertum zu erwarten. Er fühlt die Kulturgemeinschaft mit dem deutschen Volke; er will sie pflegen, und dennoch ein guter Schweizer sein. „Man kann ein sehr guter Hausvater, ein anhänglicher und pflichtgetreuer Sohn sein und doch das entsprechende Gebiet für verschiedene Bedürfnisse und Fähigkeiten außer dem Hause suchen und finden.“ Es gibt keine schweizerische Literatur und Wissenschaft. „Das Alpenglühen und die Alpenpoesie sind bald erschöpft, einige gute Schlachten bald besungen, und alles weitere müssen wir aus größern Kulturzusammenhängen schöpfen. Da wenden sich die Welschschweizer nach Frankreich und Italien und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes.“ Denn „zu einer guten patriotischen Existenz braucht es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind. Mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, soviele als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehr entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel“ (Der Grüne Heinrich, 1. Fassung).

Ist er in kultureller Hinsicht mit dem deutschen Volke verwachsen, so wünschte er es politisch gleichdenkend, möchte er ihm die Staatsform geben, die sich die Schweiz gewählt hat. Die ersten politischen Lieder Kellers stehen unter dem Eindruck, den auf ihn die Freiheitslieder Ludwig Börnes, ganz besonders Anastasius Grün's „Schutt“ und Georg Herwegh's „Lieder eines Lebendigen“ machten. Leidenschaftliche Parteimahme und rhetorisches Pathos geben diesen Liedern aus der bewegten Zeit der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts das Gepräge. Wenige schienen ihm später würdig, in die Gesammelten Werke aufgenommen zu werden; die besten treffen wir in dem Zyklus „Rhein- und Nachbarlieder“. Im „Aufruf“ an die Freiheitslänger fordert er Rechenschaft von den Fürsten den Völkern gegenüber:

Und wenn der laute Ruf ergeht
Und steigt von Tal zu Tale,
Die Freiheit von den Bergen weht:
Dann sehe jeder zu, der steht,
Daß er nicht schmählich falle!

Die Sicheln blinken hell und scharf
Am großen Eintage!
Weh dem, den das Gericht verwarf,
Wohl dem, der dann sich stellen darf
Des Volkes langer Klage!

Fürsten und Volk stellt er einander gegenüber und denkt dabei wohl in erster Linie an Preußen:

Sie haben Blei und Eisen
Und gute Polizei;
Wenn das nicht hilft, so ist es
Mit ihrer Macht vorbei.

Wir ha'n das Wort das alte,
Das stets lebendig war;
Wenn das uns nicht will retten,
Ist's aus für manches Jahr.

Der Gedanke an die kommende Abrechnung, an einen letzten heiligen Krieg der Völker gegen die Fürsten zur Eringung von Freiheit und Frieden kehrt mehrmals wieder:

Was nützt uns ein freies Land,
Wenn, die drin wohnen, Knechte sind?
Den ambrosianischen Bettelgang
Und den Kanonendonner
Spart auf, bis den fröhlichen Rhein entlang
Das Pulver dem Volk gehört.

Oder:

Einhundert blanke Kugeln auf jede Nacht,
Daß es an einem Tage viel tausend macht.
An jenem Tag 'nen tüchtigen Kugelregen
Woll'n wir als gute Ausfaat ins Brachfeld legen.

Auf jede Kugel kommt ein Despotenherz,
Zu rächen all den verblissenen Todeschmerz!
Du teure Freiheit, wirft uns nimmer gesunden,
Bis deine Wunden bezahlt mit roten Wunden.

Später spricht er immer in dem warmen herzlichen Ton von Deutschland, den er im „Lied an das deutsche Volk“ gefunden hat, wahrscheinlich im Januar 1844. Dem Rheinstrom möchte er folgen

Ins Land der Sagen und der Liebestränen,
Ins hohe weite deutsche Dichterhaus.

Deutschlands Frauen grüßt er, seine grauen Dome:

Der Erde Wünsche reisen all zur Zeit.
So sah ich mich mit leichtem Wanderstab
Bewundern deine milde Herrlichkeit,
Ein reichgeschmücktes, rosenduftend — Grab!
Und auf dem Grabe standen vierzig Throne,
Als vierzig Leichensteine, schwer von Erz!
Auf jeglichem lag eine goldne Krone,
Die drückte ihre Jacken in dein Herz!
Und ich erkannte: Ja, du bist ein Grab,
Jedoch ein Grab voll Auferstehungsdrang.
O deutsches Volk, ich ruf es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie erklingen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!

Und dann die Frage an die Deutschen:

Sind keine Alpenrosen zugefchwommen
Euch dort, ihr Jünglinge an Niederrhein?
Habt ihr noch nie des Alpborns Klang vernommen
In stiller Nacht beim hellen Sternenschein?

Wie wir den Rhein seit Jahrhunderten treu gepflegt haben,

Auch eure Freiheit haben wir gehegt,
Die ernst von unsern Bergen steigen soll!
Wir greifen todeskühn zu Schild und Degen,
Wenn unserm Wappen deutsche Knechtschaft droht:
Wie gerne woll'n wir auf den Altar legen
Der Einen Freiheit unser Weiß und Rot!

Der Inhalt dieses etwas weitläufigen Liedes kehrt im Gedicht „Am Vorderrhein“ wieder, nur ins Künstlerische gehoben und alles Beiwerks entkleidet: Der junge Rhein wallt hinunter nach Deutschland, Kellers zweite Heimat. Er trägt ihm Grüße auf an seine deutschen Brüder, die deutschen Frauen, die Dome.

Sonst wüßt ich niemand just zu grüßen,
Vielleicht die schlimme Vorelei
Und deiner Neben freudig Spritzen —
Den Bierzigen (Fürsten) geh still vorbei!

Es taucht ein Nar ins Wolkenlose
Hoch über mir im Sonnenschein;
Tief unten in den wilden Rhein:
Führ' nieder sie, führ' sie zu Tale,
Und eh' du trittst zum Meerestor,
Den Bettlern halt', im Eichenlaale,
Den harrenden, dies Zeichen vor!

Der Gedanke, daß die Freiheit den Deutschen von der Schweiz her zugetragen werde, hat sich im Gedichte „Beim Rheinwein“ entwickelt:

Und im Morgenschein
Durch die Gestade hin
Sieht den hellen Rhein
Er sich vorüberziehn,
Und ein Binsentbüschchen trägt die Flut,
Drin das Moseskind der Deutschen ruht.

Doch

Keine Königstochter badet heut,
Die dir schützend ihre Hände deut!

Liebe, die reine Mutter der Freiheit, hütet das Kind;

Bis die Zeit entfloß,
Wo du einst wiederkehrst
Und den Bharav
Vor Gott erbeben lehrst,
Willst ein starker kluger Moses sein —
O wie lang noch fließt der grüne Rhein?

Trotz seines innigen Verhältnisses zu Deutschland stößt er sich immer wieder an dessen monarchischer Staatsform.

Raum hat er in „Gegenüber“ sich über den „verjährten Streit“ gefreut und zu singen angehoben:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Da raschelt's drüben, und der Scherz,
Zweifärbig, reißt das Ohr herein —
Ich fliehe rasch hinan den Berg.
Abe, du stiller Ort am Rhein.

In den „Stein- und Holzreden“ spricht Keller vom schönen Traum der Freiheit und Einheit, der sich nie verwirklichen werde:

Gesellen ziehn vorüber
Im Lenz mit frischem Sang;
Sie singen von deutscher Freiheit,
In heller Luft verhallt der Klang.

Da spricht der Stein zur Eiche,
Als wachst er auf vom Traum:
„Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach auf, wach auf, du deutscher Baum!“

Im „Frühgesicht“ sieht er hoffnungsvoll das neue deutsche Reich erstehen.

Auch die Kämpfe der Deutschen im Jahre 1848 haben in Kellers Werken einige Spuren hinterlassen. Das Gedicht „Die Schifferin auf dem Neckar“ schildert die Kämpfe um Heidelberg und feiert den verzweifeltsten Heldenmut der Republikaner. In den „Vier Jahreszeiten“ sagt er:

Ich sah des Sommers helle Glut
Empörtes Land durchziehen;
Sie stritten um das höchste Gut,
Geschlagen muß das freiste Blut
Aus tausend Wunden fliehn

Doch jene, die zur Sommerszeit
Der Freiheit nachgejagt,
Sie schwanden mit der Schwalbe weit,
Sie liegen im Friedhof eingeschneit,
Wo trüb der Nachtwind klagt.

Noch in den Jahren 1870/71, als er sich doch über die deutschen Erfolge freute, scheint er in einigen Versen seine Mißbilligung darüber auszudrücken, daß das neue deutsche Reich die Form der Monarchie annahm:

Die Gewalt des deutschen Reiches
Kann kein Mann alleine tragen.
Darum trägt er mit der Krone
Zugleich auch die rote Andeutung um Hals und Kragen.

Kurze Zeit nachher hat er den Gedanken „vom gemeinsamen Altar“ und der „Einen Freiheit“ öffentlich ausgesprochen und damit viel Staub aufgewirbelt. Er sprach bei einem Toast in Basel davon, daß auch die Schweiz zum Reich zurückzukehren vermöchte, wenn die Deutschen einmal „unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandteile zu ertragen vermöge“. Von der Presse deswegen angegriffen, gab er in den „Basler Nachrichten“ vom 1. April 1872 eine Erklärung ab, in der er feststellte, daß ihm sein Vaterland, auch wenn die neue Bundesverfassung angenommen würde (sie sah eine starke Zentralisation vor, wurde aber in der Volksabstimmung abgelehnt), noch lange gut genug sei; aber wenn einmal der Einheitsstaat durchgeführt und damit ein fünfshundertjähriges Lebensprinzip aufgehoben werden sollte, so würde „durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist. . . . Eine im Innern so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und ihr altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte.“ Hierauf glätteten sich die Wellen bald wieder.

Diese Erklärung Kellers wirft ein noch schärferes Licht als auf sein Verhältnis zu Deutschland auf seine politische Stellung in der Schweiz. Bei aller Freude am Bundesstaat, den er hat erkämpfen helfen, ist er insoweit überzeugter Föderalist, als er die Kantone erhalten will, da aus der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit immer neues Leben erwächst, derselbe Gedanke, den er dem jungen Fahrenträger und Redner der „sieben Aufrechten“ in den Mund legt: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Zürcher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler! Daß es eine Appenzeller Geschichte gibt und eine Genfer Geschichte; diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche Gott uns erhalten möge, ist die rechte Schule der Freundschaft, und erst da, wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen.“

Es wäre eine müßige Frage, zu untersuchen, welche Stellung Gottfried Keller zu den heutigen Vorgängen in Deutschland einnehmen würde. Wir können bloß feststellen, daß das deutsche Volk sich die Staatsform gegeben hat, die ihm der Republikaner Keller wünschte, aber ebenso, daß seine Voraussetzungen bei uns für einen freien Anschluß an „ähnliche Staatsgebilde“ nicht vorhanden sind; denn vom Einheitsstaat sind wir noch so weit entfernt wie zu Kellers Zeit, und ebenso freudig sind wir „noch lange zufrieden mit unserm Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt“.